

Myrthe Jentgens

VOM BROT ALLEIN

Roman einer Jugend



Myrthe Jentgens

Vom Brot allein

Roman einer Jugend



Foto: D. Wunberger

Myrthe Jentgens wurde in den Niederlanden geboren und wuchs abwechselnd in einem städtischen niederländischen Umfeld und einer bäuerlich-ländlichen Umgebung in Ostwestfalen auf. Sie studierte Geschichte, Literaturwissenschaft und Pädagogik in Amsterdam sowie Kulturwissenschaft in Berlin. Nach einem einjährigen Exkurs in die Theaterwelt und anderthalb Jahren als Geschichtslehrerin an einer Gesamtschule in Amsterdam richtete sie ihr Augenmerk mehr und mehr auf das Schreiben sowie auf das Singen von klassischer Musik. Im Jahre 2009 lernte sie ihren Mann kennen, der Landwirt ist. Die beiden bekamen drei Kinder und sammelten Erfahrungen an drei verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben. Seit 2015 lebt und arbeitet Myrthe Jentgens mit ihrer Familie im hannoverschen Wendland.

Alle Rechte vorbehalten.
2026 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de
ISBN 978-3-944249-51-3

Meinen früheren Freundinnen gewidmet:
Merel, Rolien und Noor

*Fänden auch wir ein reines, verhaltenes, schmales
Menschliches, einen unseren Streifen Fruchtlands
zwischen Strom und Gestein. Denn das eigene Herz
übersteigt uns
noch immer wie jene. Und wir können ihm nicht mehr
nachschaun in Bilder, die es besänftigen, noch in
göttliche Körper, in denen es größer sich mäßigt.*

R. M. Rilke
Zweite Duineser Elegie

Das Gefühl, etwas verändern zu müssen, begann mit einem Einwurf von Michael, Amerikanisch ausgesprochen. Er ist Schüler der 7d und sitzt links in der ersten Reihe. Seine kleinen, graugrünen Äuglein versuchen immer alles zu registrieren, was es irgendwie zu registrieren gibt, sein spitzes Näschen wird von einigen wenigen Sommersprossen geziert, seine pat-schigen Jungenhände sind ständig in Bewegung. Er fragte mich plötzlich mit seiner krächzenden Stimme, mitten im Bruch, warum er das alles eigentlich wissen müsse. „Es ist doch viel besser, wenn man es gar nicht weiß“, behauptete er. Ich blickte in sein rundes, aufgeriebenes Gesichtchen und wusste auf einmal, dass die Standardantwort nicht in Ordnung war, und nie in Ordnung gewesen ist. „Damit es sich nicht wiederholt“, murmelte ich noch einmal, wie aus Reflex, sah aber bereits den vollen Umfang der Leere dieser Worte, und der Leere in mir.

Seither wankt der Boden. Ein Albtraum aus meiner Kindheit scheint Realität geworden zu sein; darin rannte ich während eines Erdbebens über eine breite Straße und immer da, wo ich gerade hintreten wollte, riss die Teerdecke ein und klaffte ein neuer Abgrund auf. Nur dass ich jetzt selbst die Ursache dieses Bebens bin. Ich stelle Fragen, die alle verstören und aus dem

Gleichgewicht bringen, ich breche hitzige Diskussionen vom Zaun, getrieben von einer geradezu zwanghaften Sehnsucht nach Veränderung, Bewegung, Aufbruch. Meine Kollegen begegnen mir schon mit einer Mischung aus Bewunderung und Angst. Ich stehe allein auf einem abseitigen Felsvorsprung, auf den ich binnen weniger Monate schrittweise hinausgelaufen bin, und alle scheinen sich zu fragen, was nun weiter mit mir passiert. Aber keiner zieht ein eigenes Handeln in Betracht. Man guckt nur, und man versucht einzuschätzen, ob meine neue Art auf eine „bedeutsame Zukunft“ hinweisen könnte oder doch vielmehr auf den Beginn eines freien Falls.

Ich selber vermute eher das Zweite. Denn die Fragen, die ich stelle und die Probleme, die ich aufdecke, gehen nicht nur quer durch unser Promotionsprojekt und die Abteilung für neuere Geschichte, sondern vor allem quer durch mich. Ich wende die Schonungslosigkeit, die alle so reizt, auch mir selbst gegenüber an, und darum wächst meine eigentliche Unsicherheit von Tag zu Tag weiter, ja, manchmal kostet es mich schon Überwindung, einfach nur vor die Tür zu gehen und bei der Bäckersfrau ums Eck ein Brot zu bestellen.

Außerdem geschehen mir peinliche Dinge. Ich verliere mich in Erinnerungen und höre eine meiner Siebtklässlerinnen plötzlich sagen: „Frau Sternburg, was is’ jetzt? Wir sind längst fertig und die hinten machen schon Quatsch.“ Ich vergesse meinen Pin-Code

und muss all meine Einkäufe an der Kasse hinterlassen, oder ich stehe an der Tram-Haltestelle mit meinem schwarzen T-Shirt auf links gedreht und bemerke im Spiegel des Glases, dass die Kleidungs-Etiketten an meiner Flanke wie kleine, weiße Fähnchen im Wind flattern.

Damit ich zu fassen bekomme, was mit mir los ist, will ich schreiben. Ich „konstruiere“ also eine Geschichte, wie meine Kollegen sagen würden, um mich notdürftig an sie zu klammern und behelfsmäßig in ihr zu beheimaten. Aber tatsächlich erhoffe ich mir das genaue Gegenteil: Ich schreibe diese Geschichte, um herauszufinden, ob sich irgendwo eine Lücke auftut, durch die ich hindurchschlüpfen könnte, in etwas ganz Anderes und Neues hinein.

Aus demselben Grund tue ich unvorhergesehene Dinge. Ich lese Bücher, die nichts mit meiner Arbeit zu tun haben und gehe in Lesungen und Aufführungen, die mich früher nicht die Bohne interessiert hätten, nur um zu schauen, ob darin etwas geschieht, das mich auf eine neue Fährte bringt. Ich laufe mitten am Tag hinaus, statt mich mit den anderen in die Mensa zu setzen, und spaziere eine ganze Weile an den Grachten entlang. Abends verlasse ich mein Wohnheim, laufe in die Richtung des Hafens und beobachte die Leute, die auf den Frachtern leben. Danach trinke ich in einer der höhlenartigen Amsterdamer Kneipen zwei oder drei Bier, als gehörte ich zu den alten Männern, die täglich

dort an den Theken herumlungern und über das Leben nachdenken. „Was hast du denn?“ fragen sie mich verunsichert. „Liebeskummer?“ Und: „Kannst du auch lächeln?“ Aber solche Fragen sind mir letztlich lieber als die vernichtenden Blicke meiner Geschlechtsge nossinnen.

Zurück auf meinem Zimmer versuche ich, eine Weile ohne Bildschirm auszukommen. Ich setze mich auf mein Sofa und lausche in die Stille hinein. Manchmal ist mir, als hörte ich meinen eigenen Blutkreislauf rauschen. Ich habe die Welt in eine große Entfernung hineingeschoben, über Jahre, weil mir das sicherer erschien und außerdem günstig für die Analyse. Aber ich habe zu lange ignoriert, dass der Ort, an dem ich mich befand, und immer noch befinde, kleiner und kleiner geworden ist, ja, dass es bald schon kein richtiger Ort mehr ist, sondern nur noch ein Punkt, gerade so groß wie die Fläche, die meine Füße noch zum Stehen brauchen.

Der Himmel über Amsterdam hat es in sich. Wolken türmen sich auf wie Bergformationen und kommen immer von weit her. Selbst wenn Nebelpolster dick und grau auf allen Straßen und Grachten liegen, spürt man noch die Übermacht der Weite hinter und über ihnen.

Aber den Holländern scheint das nichts auszumachen. Sie radeln in einem Affenzahn durch die Gassen und an den Grachten entlang, hangeln sich von Kauf-

akt zu Kaufakt und von Bildschirm zu Bildschirm, kauern Schulter an Schulter in braunen Cafés (man nennt sie hier so, wegen der braunen, dunklen Einrichtung) und übervollen Restaurants, schießen mit Lachsalven um sich und schieben Fleischkroketten und allerhand fettige Häppchen in sich hinein, arglos hinuntergespült mit einer beachtlichen Menge Alkohol.

Ich würde gerne mitmachen! Ja, ich wäre gerne so wie die meisten Frauen dieser Stadt, mit ihren großen Gesichtern und vollen, bemalten Mündern, ihren selbstbewussten Haarschöpfen und wehenden Schals, ihrem grobporigen Hautbild und ihren tiefen, heiseren Stimmen. Aber ich bleibe unter ihnen nur die Bekannte von einer Bekannten, die „auch mit dabei“ ist und die auf eine störende Weise nicht so richtig ins Plaudern kommt.

Vielleicht war mein Fehler, dass ich, parallel zu meiner Promotion, an einer Gesamtschule angefangen habe zu unterrichten, im Rahmen eines Programms des Niederländischen Bildungsministeriums, das versucht, junge Akademiker an die Schulen zu locken, wegen des enormen Lehrermangels. Da schwappte auf einmal eine ganz andere Wirklichkeit in mein Leben hinein und ich musste mir schon nach kurzer Zeit eingestehen, dass die auf mich gerichteten, offensichtlichen Hoffnungen meiner Schüler um ein Tausendfaches größer waren als ich selbst.

Ich unterrichtete drei siebte Klassen. Jede Woche sit-

zen sie vor mir, halbwegs in Reihen. Ihre Hände kleben immer, ihre Haare liegen strähnig im kindlichen Nacken oder auf den zerbrechlichen Schultern, ihre Beine fahren unruhig unter den Tischen hin und her. Kein Billig-Deo schafft es ansatzweise, den Geruch der allumfassenden Unsicherheit zu übertünchen. Ab und zu schnellt ein Arm in die Höhe, mit einem keck gestreckten Zeigefinger, aber der Einsatz ist immer zu hoch, gemessen an dem vorgeschriebenen Stoff, oder zu unsagbar, gemessen an dem, was sagbar erscheint. Der Arm sinkt zurück in den eigenen Umkreis, auf die zerkratzte Tischplatte, wo alles sich so dermaßen eng und beschränkt und verschwitzt anfühlt.

Ein großes, schlankes Mädchen mit einem dicken, dunkelbraunen Pony über tiefbraunen Augen sitzt in der ersten Reihe vor meinem Lehrertisch. Sie hat bis vor wenigen Wochen die Angewohnheit gehabt, Haargummis, Labellos und Kulis permanent zwischen den Fingern kreisen, klickern und hin und her flutschen zu lassen. Nun liegen ihre Hände auf einmal regungslos auf dem Tisch, wie zwei weißliche, tote Fische. Sie schaut mich mit ihren fett-geschminkten, kastanienbraunen Augen unentwegt an und meine Geschichten scheinen in sie hineinzufallen wie Lawinen in eine Schlucht.

Es sind die Gesichter der Siebtklässler, die mich aus dem Konzept bringen. Ich habe das Gefühl, ihr Ausdruck verändert sich just in diesem Jahr, in dem ich da

bin und sie unterrichte. Eins nach dem anderen kippt in eine neue Dimension hinein, etwas scheint zu erlöschen, während etwas anderes erwacht, als sähen ihre Augen auf einmal in erbarmungsloser Klarheit etwas, vor dem sie sich zu schützen versuchen, entweder durch eine gewisse innere Erstarrung oder aber durch eine konsequente seelische Verschleierung.

Vor einigen Wochen sah ich beim Spaziergehen auf einem Spielplatz ein Baby, das mit seinen speckigen Händchen versuchte, Sand in sich hineinzustopfen. Ich wunderte mich, dass mich das nicht abstieß, sondern dass ich das Bedürfnis nachvollziehen konnte. Vielleicht hatte ich irgendeinen Mineralmangel oder so etwas. Ich verspürte jedenfalls Lust auf Matsch, Sand, Gesteinsmehl, genau wie das Baby. Und als ich wenig später in der Trambahn saß, hing dort ein Werbeplakat mit einer winterlichen Bergkulisse und einem kitschig-funkelnden Bergkristall: „Die Walliser Alpen. Winterreisen mit Fun-Garantie!“

Nun, um eine Winterreise ging es mir nicht, aber plötzlich zog es mich in die Berge. Ein Mal nur hatte ich sie gesehen, während eines wie immer spannungsreichen Familienurlaubes in der Kindheit. Damals hatte ich alle Eindrücke begierig in mich eingesogen. Lange Fußwege waren kein Problem gewesen, während mein Bruder Daniel aus dem Jammern gar nicht mehr herausgekommen war. Und da ich noch keinen Schimmer hatte, was ich eigentlich mit meinen Som-

merferien anfangen wollte, gab ich zuhause in meinen Computer ein: „Wandern im Wallis“.

Ich entdeckte ein Hotel in einem höhergelegenen Seitental, das explizit damit warb, sehr ruhig und abseits zu liegen. Das Tal war bis in die sechziger Jahre ausschließlich über einen schmalen Schotterweg erreichbar gewesen und hatte erst dann einen einspurigen Tunnel bekommen, vor dem man angeblich noch heute warten musste, wenn man in der Ferne die Scheinwerfer eines anderen Autos sah. Ohne lang zu überlegen kaufte ich mir ein Zugticket nach Brig.

Auf dem Hauptbahnhof habe ich mir dann dieses Notizbuch zugelegt. Auf die erste Seite schrieb ich, noch wartend auf meinen Zug, „Roman einer Jugend“, und zwar in meiner ‚Vatersprache‘. Seit ich für meine Dissertation immer öfter auch auf deutsche Fachliteratur zurückgreifen musste, habe ich bemerkt, dass ich diese Sprache vermisst habe. Sie kommt mir so geheimnisvoll vor. Kühle Klarheit und schroffe Kantigkeit stehen Seite an Seite mit einer großen, wehmütigen Sanftheit.

Im Zug begann ich sofort zu schreiben. Die Erinnerungen quollen nur so aus mir heraus, wie der nicht zu stoppende süße Brei in dem gleichnamigen Märchen. Als ich zum ersten Mal bewusst aus dem Zugfenster sah, wurde die Glasfront neben dem Bahnsteig in seiner Gänze ausgefüllt mit einer düsteren, braun-schwarzen,

steinernen Wand voller abenteuerlicher Schnörkel und Spitzbögen, Figürchen und Türmchen. Ich erschrak und dachte kurz, ich sei bereits aus der Realität ausgestiegen. Dann schaute ich genauer hin und stellte fest, dass es sich um den Kölner Dom handelte.

Ich schüttelte mich und lief erst Mal ins Bordbistro, um ein Bierchen zu trinken. Am Tisch neben mir saßen zwei Verliebte, die nicht voneinander lassen konnten. Zur Ablenkung von ihrem Gekichere und Geschmatze blätterte ich ein wenig in der DB-Zeitschrift, die auf dem Tischchen auslag. Dabei stieß ich auf das Portrait eines britischen Sängers, der gerade mit Schubertliedern durch Deutschland tourte. Mein Vater hatte früher manchmal Schubert gehört, aber ich konnte mich an kein einziges Lied und an keine einzige Melodie mehr erinnern...

Im Baseler Bahnhof suchte ich nach den Toiletten. Als ich sie endlich fand, brauchte ich Schweizer Franken um sie zu benutzen. Weil ich diese noch nicht hatte, musste ich erst einen Geldautomaten ausfindig machen und mich vor diesem in eine Schlange stellen. Es verging so viel Zeit, dass ich mir ein wenig in die Hosen machte. „Was machst du hier überhaupt?“, durchschoss es mich da zum ersten Mal, „Wozu eigentlich diese Reise?“

Zwischen Basel und Brig schrieb ich weiter.

Mit 13 Jahren verließ ich Deutschland und meinen Vater. Das Haus, aus dem wir auszogen, hatten meine Eltern am Rand eines Neubaugebietes errichten lassen, mit Blick auf einen Acker und einige dahinter liegende Wiesen. Durch die Wiesen floss ein Bach, der von Bäumen und Büschen gesäumt wurde und an dem wir oft spielten.

Mit 13 Jahren zog ich mit meiner Mutter, meinem Bruder und dem neuen Freund meiner Mutter nach Nord-Amsterdam in den siebten Stock eines Wohnkomplexes aus den siebziger Jahren. Meine Mutter kommt ursprünglich aus Amsterdam, allerdings aus einem Viertel, das sich heute kein Normalsterblicher mehr leisten kann, (oder besser gesagt, das sich heute nur noch solche leisten, die versuchen zu vergessen, dass sie normal-sterblich sind.) An der Vorderseite unseres neuen Zuhauses befand sich eine vielbefahrene Straße mit Cafés und Ramschläden, an der Rückseite ein großes, mit Zementplatten ausgepflastertes Karree. Dort standen Mülltonnen und Fahrradständer unter einem kaputten Plastikdach, sowie ein kleines, vergessenes Pflaumenbäumchen.

Wenn ich an meine Kindheit denke, also an die Zeit vor Amsterdam und mit meinem Vater, fühle ich eine gewisse Sehnsucht. Nicht eigentlich nach ihm und nicht danach, wie es war, sondern eher danach, wie